

Interaktion: Wie aus Anwesenden Teilnehmende werden

1

Die Mikrosoziologie, so haben wir in der Einleitung festgestellt, sucht ihren Zugang zu ‚der Gesellschaft‘ über die soziale Interaktion, also über Handlungen, die zwischen Menschen stattfinden. Im soziologischen Sinne gibt es keine Interaktion zwischen Gegenständen (im Gegensatz zum Beispiel zur Chemie, wo verschiedene Stoffe miteinander ‚interagieren‘ können), und es gibt auch keine Interaktion zwischen einem Subjekt – einer Person – und einem Objekt – einer Sache (z. B. ‚Mensch-Computer-Interaktion‘). Denn wir definieren Interaktion als ein Handeln, in dem sich (mindestens) zwei handelnde Subjekte aufeinander beziehen. Damit ist, soziologisch betrachtet, Interaktion der Minimalfall sozialer Beziehung, und soziale Beziehungen haben Menschen ausschließlich mit anderen Menschen.

Dies lässt sich besser nachvollziehen, wenn wir uns bewusstmachen, dass die Voraussetzung zu Interaktion und sozialen Beziehungen die Fähigkeit zu sozialem Handeln ist. Hier können wir auf Max Weber (1980 [1922]) zurückgreifen, der soziales Handeln als intentionales Handeln versteht, das auf eine oder mehrere andere gewisse oder ungewisse Personen bezogen ist, aber deren konkreten, momentanen Einbezug nicht erfordert. Während Handeln allgemein für Weber (ebd.) jede Form menschlichen Verhaltens ist, die der oder die Handelnde mit einem subjektiven Sinn verbindet (d. h. das Handeln ist für die handelnde Person selbst sinnvoll, und zwar unabhängig davon, ob dieser Sinn auch objektiv erschließbar, wahr oder richtig ist), ist soziales Handeln dem subjektiven Sinn nach am Verhalten anderer orientiert. So handelt eine Müllwerkerin sozial, wenn sie die an der Straße stehenden Mülleimer leert; ein Vater handelt sozial, der seiner Tochter einen Geburtstagskuchen backt; eine Studentin handelt sozial, die für einen Kommilitonen eine Seminararbeit Korrektur liest. Sozial zu handeln erschöpft sich freilich nicht darin, anderen etwas Gutes zu tun; darin weicht ein wissenschaftliches Verständnis von einem Alltagsverständnis, ‚sozial‘ zu handeln, ab. So ist das Schreiben eines Drohbriefs ebenso soziales Handeln wie das Entwerfen einer besonders schwierigen Klausur, bei der von vornherein klar ist, dass die Hälfte der Studierenden durchfallen wird. Das Kriterium ist also der Unterschied zwischen Selbstbezug und Fremdbezug des

Handelns jenseits moralischer oder ethischer Aspekte. So stellen wir fest, dass viele Menschen zwar eine intensive ‚Beziehung‘ zu ihrem Haustier haben, das Haustier aber nicht in der Lage ist, subjektiv sinnvoll sozial zu handeln – ganz zu schweigen von Computern oder chemischen Elementen.

Nun geht Weber (ebd.) aber davon aus, dass subjektiv sinnvolles Handeln immer auch (zumindest bis zu einem gewissen Grad) für die Beobachtenden verstehbares Handeln ist, sofern es „in Worten adäquat kommunikabel“ (ebd.: 2) ist. Hier ist erst einmal wichtig festzustellen, dass auch das Verstehen eine subjektive Angelegenheit ist. In diesem Zusammenhang verweist Alfred Schütz (1974 [1932]: 16) auf die unterschiedlichen Perspektiven von Handelnden und Beobachtenden als „wesensmäßigen Unterschied [...] zwischen der Selbstinterpretation der Erlebnisse durch das eigene Ich und der Interpretation fremder Erlebnisse durch das deutende alter ego.“ ‚Verstehen‘ wird dann gerade nicht dadurch erlangt, dass wir den subjektiven Sinn des Handelns der anderen vollständig entschlüsseln, sondern dadurch, dass wir in der Lage sind, diesem Handeln auch unabhängig vom subjektiv Gemeinten einen Sinn zuzuweisen. Die Dozentin, die eine extrem schwierige Klausur stellt, mag dies als interessante intellektuelle Herausforderung verstehen, während die Studierenden, die diese Klausur schreiben müssen, es als eine absichtliche und unfaire Überforderung verstehen. Obwohl also die Dozentin ihr Handeln anders ‚meint‘ als die Studierenden es deuten, ist das Handeln der Dozentin für die Studierenden nicht unverstehbar oder sinnlos.

Gerade dieses Beispiel dürfte aber auch deutlich machen, dass eine ständige Dissonanz zwischen Selbstverstehen und Fremdverstehen – wenn also das (soziale) Handeln von Individuen von den beobachtenden Personen stets anders gedeutet würde, als es gemeint ist – in einer menschlichen Gemeinschaft nicht vorstellbar ist. Das hat einen ganz einfachen Grund: Menschliche Gemeinschaften sind keine Ansammlung von Handelnden und Beobachtenden. Sie sind Zusammenschlüsse von gemeinsam Handelnden. Wenn Weber (s. o.) also feststellt, dass Fremdverstehen etwas damit zu tun hat, dass etwas „in Worten adäquat kommunikabel“ ist, mag die Formulierung auf den ersten Blick tautologisch erscheinen, sie fasst aber drei wichtige Voraussetzungen des gemeinsamen Handelns zusammen: die Verfügbarkeit von „Worten“, also von sprachlichen Zeichen und Zeichensystemen, die etwas generell ausdrückbar oder beschreibbar machen; die „adäquate“ Verwendung solcher Zeichen, also der Einsatz angemessener sprachlicher Entsprechungen für das, was konkret ausgedrückt werden soll; und ‚Kommunizierbarkeit‘, das heißt, die Möglichkeit, etwas ‚gemein‘ zu machen und miteinander zu teilen. Verstehbares Handeln ist in dieser Argumentation also solches Handeln, über das die Gesellschaftsmitglieder sich sprachlich angemessen verständigen können. Und das wiederum muss bedeuten, dass auf einen ‚objektiven‘ Sinn, eine geteilte Bedeutung,

ein gemeinsames Verstehen zurückgegriffen werden kann. Tatsächlich werden wir als Gesellschaftsmitglieder ja auch genau so sozialisiert: nicht als einsam handelnde Individuen mit nicht-kommunizierbaren Motiven und Entscheidungsleistungen, sondern stets und von Anfang an als mit anderen gemeinsam Handelnde, deren Motive und Entscheidungen in der Interaktion mit anderen entstehen, geprägt und verinnerlicht werden und darin selbstverständlich auch für Modifikationen offen sind. Wie das genau funktioniert, damit werden wir uns im Kapitel 5 zur Perspektivenübernahme genauer beschäftigen. Hier wollen wir festhalten, dass es etwas gibt, das über das individuelle Handeln und das Beobachten von Handeln hinausgeht und *das* wesentliche Merkmal menschlicher Gemeinschaften ist: Kommunikation.

An dieser Stelle wollen wir uns zunächst mit dem Kommunikationsbegriff befassen, wie Niklas Luhmann (1984) ihn verwendet. Danach ist Kommunikation die Synthese aus drei Selektionen: die spezifische *Information*, die aus den unendlichen Möglichkeiten aller Informationen ausgewählt wird (was wird gesagt?); die *Mitteilung* als konkrete Form der Weitergabe dieser Information (wie wird es gesagt?); und das *Verstehen* als Unterscheidung zwischen Information und Mitteilung (was bedeutet das?). Die Information, dass es einen Stau auf der A1 gibt, kann beispielsweise so mitgeteilt werden: „Auf der A1 gibt es einen Stau“. Diese Mitteilung ist anders zu verstehen als „Da ist schon wieder ein Stau auf der A1“ oder „Der Stau ist auf der A1“. Die Mitteilung der Information enthält also bereits eine Einordnung und eine Interpretation: Es gibt keine Information, die nur auf eine einzige spezifische Weise mitgeteilt werden kann. So ist es auch nicht die Information selbst, sondern ihre Mitteilung, die verstanden wird. Die Mitteilung ist dann die Deutung einer Information und Verstehen dementsprechend die Deutung dieser Deutung. Die Möglichkeiten, auf die Feststellung „Auf der A1 gibt es einen Stau“ zu entgegnen, sind einerseits begrenzter als die ursprüngliche Selektion der Information. „Brot“ ist gewiss keine plausible Anschlussäußerung, hingegen wären „aha“, „auf welchem Streckenabschnitt“ oder „die A1 muss dringend ausgebaut werden“ allesamt passende Entgegnungen, die nun anzeigen, wie die Mitteilung verstanden wurde. Da sich die Anschlussäußerung auf das zuvor Geäußerte bezieht, kann man also sagen, dass die Kommunikation sich auf sich selbst bezieht. Es geht nicht um die Information ‚an sich‘, sondern um die Unterscheidungen und Deutungen, die in der Kommunikation vorgenommen werden. Wir sehen aber auch, dass Kommunikation zwar dazu neigt, Themen zu verengen (bspw. vom allgemeinen Auftreten von Staus zum Autobahnausbau) und damit Komplexität zu reduzieren, darin aber nie nur eine einzige Möglichkeit der Verengung enthalten ist. Dieses Phänomen nennt man Kontingenz oder, wenn es nach Luhmann (ebd.: 148) geht, sogar „doppelte Kontingenz“: Man kann nie ganz sicher sein, welchen Anschluss an das Mitgeteilte das Gegenüber wählen wird, und dies gilt für alle an der Kommunikation Beteiligten.

Da es immer Handlungsalternativen gibt, ist es nie eindeutig vorhersehbar, wie die jeweils anderen sich verhalten werden; durch Kommunikation jedoch wird diese Unsicherheit bis zu einem gewissen Grad absorbiert, gerade weil sie sich auf das bezieht, was schon mitgeteilt wurde, und nicht auf das, was noch mitgeteilt wird. Denn unsere Erwartungen an das Verhalten unseres Gegenübers können wir nur am bereits Mitgeteilten orientieren und stabilisieren und damit auch unser eigenes Verhalten entsprechend strukturieren:

„Die Kommunikation muß ganz konkret an das anschließen, was vorher gesagt wurde, und sie muß schon erkennen lassen, was im Anschluß an diesen Anschluß geschehen kann.“ (Kieserling 1999: 79)

Wir haben weiter oben bereits festgestellt, dass Kommunikation das wesentliche Merkmal menschlicher Gemeinschaften ist. Mit Luhmann (1984) können wir nun sogar argumentieren, dass Kommunikation *das* konstituierende und damit strukturbildende Element von Gesellschaft ist. Das leuchtet unmittelbar ein, denn wenn wir nicht in der Lage wären, uns (auf welche Art auch immer) mitzuteilen, wären wir alle isolierte Einzelwesen, unfähig zu gemeinsamem Handeln. Was aber genau ist es, das Kommunikation leistet, dass wir zu gemeinsamem Handeln befähigt werden? In der singulären Kette von Information – Mitteilung – Verstehen können wir ja nur ein ganz basales ‚gemeinsames‘ Handeln in Form eines gemeinsamen Fokus (auf die Mitteilung) erkennen. Wenn aber aus der singulären Kommunikation ein Kommunikationsprozess wird, indem an ein einzelnes Gespräch in weiteren, anderen Kommunikationen angeschlossen wird, dann entstehen unendlich viele Gespräche unter unendlich vielen Teilnehmenden sowohl synchron als auch asynchron, in denen wiederum immer das Potential liegt, sich auf andere Gespräche zu beziehen. Dieses Potenzial ist in der Differenz zwischen Themen und Beiträgen begründet; Kommunikationszusammenhänge, so Luhmann (ebd.: 231), „müssen durch Themen geordnet werden, auf die sich Beiträge zum Thema beziehen können“. Das bedeutet, dass Beiträge immer auch einem Thema (und nicht nur einer bestimmten Person, einem bestimmten Zeitpunkt oder einem Ort, an dem sie getätigt wurden) zuordenbar sind; das Thema ist also der übergeordnete Zusammenhang, der die Verbindung zwischen Einzelkommunikationen herzustellen vermag. Viele verschiedene Gespräche unter vielen verschiedenen Teilnehmenden an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeitpunkten können also durchaus etwas gemeinsam haben: das Thema. Je genereller wir ‚Thema‘ dabei fassen, desto deutlicher wird, dass es Themen gibt, die in besonders vielen Kommunikationen relevant waren, sind und bleiben, wie zum Beispiel Recht, Bildung oder Gesundheit. Mit dem wiederholten Bezug auf ein Thema und die dazugehörigen Beiträge

werden dann bestimmte Selektionen über Zeit, Raum und Personen hinweg immer wieder reproduziert und gemein gemacht; und auf diese Weise werden wiederum Erwartungen nicht nur an das konkrete Gegenüber, sondern an Gesellschaftsmitglieder allgemein konsolidiert. Das wollen wir hier so verstehen, dass ohne die in und durch Kommunikation konsolidierten, also gesicherten Erwartungen, die wir an andere Menschen und andere Menschen an uns haben, soziale Beziehungen und damit auch soziale Systeme nicht möglich wären.

Wenn nun aber der Begriff ‚Kommunikation‘ all dies umfasst – von den grundlegenden drei Selektionen über das prozesshafte Gespräch bis hin zu gesellschaftsbildenden und gesellschaftsreproduzierenden Prozessen – was leistet dann der Begriff der ‚Interaktion‘? Tatsächlich werden die beiden Begriffe oft im Zusammenhang oder sogar synonym gebraucht. Wenn wir sie uns nun noch einmal genauer anschauen, dann können wir aber erst einmal feststellen, dass ‚Kommunikation‘ und ‚Interaktion‘ hinsichtlich der exakten Wortbedeutung nicht dasselbe bezeichnen: Wie wir gesehen haben, ist Kommunikation der selektive und verstehende Austausch von Informationen, während Interaktion als wechselseitig aufeinander bezogenes Handeln definiert ist. Im allgemeinen Sprachgebrauch hat sich gerade der Begriff der ‚Kommunikation‘ um den Aspekt des Mitteilens herum etabliert und darin vielfach auch in Bezug auf Kommunikationstechnologien, also Kommunikationswege – über Telefon, Briefe, Textnachrichten, Emails, Video-Live-Schaltungen etc. Wir sagen beispielsweise, dass wir mit jemandem „schriftlich kommunizieren“; wir sagen aber nicht, dass wir mit jemandem schriftlich interagieren. Der Interaktionsbegriff ist alltagssprachlich nicht so fest verwurzelt; hier scheint es sich noch eher um einen terminus technicus zu handeln, einen Fachausdruck, der uns vor allem als Adjektiv ‚interaktiv‘ seit einigen Jahren in bestimmten Zusammenhängen immer häufiger begegnet – als „interaktives Fernsehen“, als „interaktive PDF“ und sogar als „interaktive Kommunikation“ (im Zusammenhang mit dem Internet). In den ersten beiden Fällen bezeichnet „interaktiv“ dann weniger die Qualität eines wechselseitig aufeinander bezogenen Handelns als vielmehr neuartige Möglichkeiten des individuellen, momentanen Eingriffs in ein Geschehen, das originär ohne unseren aktiven Einbezug vonstattengeht. So waren wir lange Zeit nur Konsumierende eines Fernsehprogramms, auf das wir keinerlei Einfluss hatten; und eine PDF-Datei war anfangs konzipiert als ein Dokument, in das nicht mehr verändernd (z. B. in Form von Markierungen, Kommentaren) eingegriffen werden konnte. Dass wir jedoch aktiv handelnd auf etwas Einfluss nehmen können, ist, wie wir bereits festgestellt haben, aus mikrosoziologischer Sicht noch keine hinreichende Bedingung dafür, dass es sich bei dem jeweiligen Geschehen um Interaktion handelt. Wenn wir unser Fernsehprogramm individuell zusammenstellen oder im PDF-Dokument etwas unterstreichen, ist das im Weberschen Sinne, wie oben erläutert, noch nicht

einmal notwendigerweise soziales Handeln, es sei denn, wir würden uns in der Tätigkeit bewusst auf andere beziehen – zum Beispiel die TV-Dokuserie, die unser Lebenspartner schätzt, für ihn mitprogrammieren oder im PDF-Text der Kollegin jene Stellen unterstreichen, die wir später mit ihr diskutieren möchten. Gerade im zweiten Beispiel wird dann auch deutlich, dass dies soziales Handeln in Antizipation von Interaktion ist, aber noch nicht Interaktion selbst. Wenn wiederum von „interaktiver Kommunikation“ im Internet die Rede ist, dann würde das strenggenommen voraussetzen, dass Kommunikation per definitionem nicht interaktiv ist und dass man ihr diese Qualität sozusagen erst hinzufügen muss. Der hier zugrunde gelegte Kommunikationsbegriff ist dann, gerade weil er auf das Internet bezogen ist, ein technologieinduzierter Begriff, der ebenfalls ausschließlich auf technische Möglichkeiten verweist, sich an Kommunikationen zu beteiligen, nicht aber die Qualität von Kommunikation an sich thematisiert, die, wie wir bereits festgestellt haben, zumindest personal interaktiv sein muss, um die Grundbedingungen von Mitteilen und Verstehen zu erfüllen.

Kommunikationstechnologie ist damit der springende Punkt, an dem es uns gelingen kann, Kommunikation und Interaktion voneinander abzugrenzen. In einer systemtheoretischen Fassung wird der Versuch einer solchen Abgrenzung unternommen, indem Interaktion nicht als etwas völlig anderes als Kommunikation gefasst wird, sondern als spezielle Form dieser, namentlich als „Kommunikation unter Anwesenden“, so André Kieserling (1999): die Kommunikation unter Individuen, die füreinander physisch wahrnehmbar, also in Sicht- und Hörweite sind. Dies sind Kieserling (ebd.: 67) zufolge Kommunikationen, „bei denen mitkommuniziert wird, dass es sich um Kommunikation unter Anwesenden handelt“. Die besondere Betonung liegt dabei zunächst auf ‚Anwesenheit‘. Bevor wir uns damit befassen, welche Aspekte und Faktoren mit Anwesenheit und Wahrnehmbarkeit verbunden und warum diese entscheidend für Interaktion sind, wollen wir hier erst einmal festhalten, dass die Anwesenheit anderer Personen phylogenetisch (auf die Menschheitsentwicklung bezogen) und ontogenetisch (auf die Entwicklung des Individuums bezogen) nicht nur der Normalfall, sondern auch der ‚Erstfall‘ ist. Historisch betrachtet haben sich unsere ersten Kommunikationen – als Spezies und als Individuen – von Angesicht zu Angesicht ereignet. Als Menschheit und als Menschen ist unsere primäre Sozialisation im direkten, unmittelbaren Kontakt zu anderen Menschen erfolgt. Das können wir vermeintlich ganz einfach dadurch erklären, dass über den längsten Zeitraum der Menschheitsgeschichte keine Technologien zur Verfügung standen, um anders als von Angesicht zu Angesicht zu kommunizieren. Aber so banal es klingen mag: Obwohl heutzutage viele Formen der Telekommunikation existieren, unterhalten wir unsere ersten Kontakte und unsere wichtigsten sozialen Beziehungen nicht nur über den Zeitraum unserer

Primärsozialisation weder per Telefon noch per Email oder SMS. Phylogenetisch und ontogenetisch sind wir zwingend unter der Bedingung der körperlichen Anwesenheit anderer sozialisiert. Das heißt, dass wir uns selbst und andere zu verstehen lernen, indem wir sie ansehen und darin auch ihre Körpersprache, Wortbetonungen und Satzmelodien deuten (und sogar noch elementarer: ihren Körpergeruch). Die Anwesenheit anderer Menschen ist daher, wie Erving Goffman (1983: 2) es ausdrückt, historisch und individuell „the primordial real thing“, die ursprüngliche, echte Sache. Alle anderen Spielarten von Kommunikation – vom Telefonieren bis zur SMS – kann man dementsprechend auch als defizitäre Varianten bezeichnen, weil in ihnen eine Reihe von Informationen (bspw. Mimik, Tonfall) fehlt, die wir ursprünglich zur Verfügung haben, um das Handeln einer anderen Person zu verstehen und zu deuten.

Die Frage ist dann, ob Kommunikation – als Kette der Selektionen von Information, Mitteilung und Verstehen – umso weniger ‚interaktiv‘ wird, je größer der Abstand zwischen den einzelnen Selektionen ist. Dies kann ein räumlicher Abstand sein, wie beispielsweise beim Telefonieren, oder ein zeitlicher Abstand, wie zum Beispiel in der Email-Kommunikation. Beim Telefonieren müssen wir ‚nur‘ auf den Einsatz und die Deutung von Gestik und Mimik verzichten. Beim Emailen und Textnachrichten Schreiben kommt erstens noch hinzu, dass wir nicht spontan verbalisieren, was wir denken, sondern die kognitive Schleife der Verschriftung nehmen müssen: Wir schreiben anders, als wir sprechen. Zweitens, und auch dies ist anders als in der Kommunikation unter Anwesenden, können wir nicht mit unmittelbaren Antworten rechnen; auch die Personen, denen wir uns schriftlich mitteilen, nehmen andere Kognitionsschleifen, als sie es in der unmittelbaren Kommunikation tun würden. In diesem Prozess wird man nicht wahrgenommen; das Schreiben, so könnte man annehmen, ist selbstbezogenes Handeln und wäre damit das Gegenteil von Interaktion. Denkt man darüber genauer nach, fällt aber auch auf, dass das Schreiben als Kulturtechnik immer und von vornherein eine Mitteilungstechnik ist, selbst wenn es sich um einen Text handelt, der nur für einen selbst bestimmt ist (das Tagebuch, in dem wir uns uns selbst mitteilen), oder um einen Text, der sich an ganz viele unbestimmte Dritte richtet, wie ein Zeitungsartikel. Weil Schreiben genau wie Kommunikation generell AdressatInnen braucht, könnten wir zunächst einmal ganz intuitiv auch Email-Verkehr und Textnachrichten-Kommunikation als Interaktion auffassen. Oder umgekehrt ausgedrückt: Einen gegenseitigen Austausch von Äußerungen, und wenn er auch schriftlich vor sich geht, nicht als Interaktion zu bezeichnen, erschiene uns eher kontraintuitiv. Dies lässt sich aber auch ganz ohne Rückgriff auf die Intuition argumentieren; denn sobald das Individuum in einen wie auch immer gearteten Austausch mit anderen tritt, ist es sich bewusst, dass es als sich äußernd wahrgenommen wird. Auch wenn diese Wahrnehmbarkeit nicht

unmittelbar und synchron gilt, zeitigt sie Konsequenzen. Schriftlicher Austausch schützt uns vielleicht vor unmittelbaren Konsequenzen oder versagt sie uns – wir werden direkt im Abschluss weder umarmt noch geohrfeigt –, aber er entzieht uns nicht den Konsequenzen an sich.

Der wichtige Punkt ist hier, dass Interaktion in Anwesenheit der Prototyp ist, nach dessen Vorbild auch Interaktionen unter der Bedingung der Nichtanwesenheit gestaltet sind. Anwesenheit, das können wir hier schon festhalten, ist einerseits ein stärkerer sozialer Regulator als zeitversetzte oder räumlich distanzierte gegenseitige Wahrnehmung. Wenn man sich zum Beispiel vorstellt, was man beim Telefonieren (oder auch „texten“) ‚nebenher‘ alles machen kann – kritzeln, in der Nase bohren, die Fußnägel lackieren usw. –, dann sind das oft Dinge, die man ‚unter Beobachtung‘, also in dem Bewusstsein, dass man visuell wahrgenommen wird, während eines Gesprächs von Angesicht zu Angesicht eher unterlassen würde. Bei der Mobiltelefonie in der Öffentlichkeit dagegen ist die Wahrnehmbarkeit durch Dritte der entscheidende Faktor, der uns dazu veranlasst, von bestimmten Verhaltensweisen abzusehen, obwohl die Person, mit der wir telefonieren, davon nichts mitbekommen würde.² Anwesende sind also stets, das heißt: ohne Unterbrechung, füreinander relevant, und das sehen wir daran, dass sie sich immer in irgendeiner Form aufeinander einstellen. Aber was die Struktur der Interaktion und unsere Erwartungen an sie angeht, kann sich Interaktion unter Anwesenden nicht maßgeblich von der Interaktion unter Nichtanwesenden unterscheiden. Das erkennen wir im Übrigen schon daran, dass wir nicht nur dazu neigen, Interaktion unter der Bedingung von Nichtanwesenheit als defizitär zu empfinden, sondern uns dies auch bewusstmachen und es, wo es möglich ist, kompensieren. Wenn wir einen Brief mit den Worten „ich küsse dich“ beenden, sind wir uns ganz deutlich bewusst, dass wir die adressierte Person jetzt eben nicht küssen können. Und wenn wir einen Smiley in eine Textnachricht einfügen, kompensieren wir die Tatsache, dass die adressierte Person unseren Gesichtsausdruck nicht sehen kann.

Es gibt also ganz spezifische Implikationen von Anwesenheit, die unsere Kommunikationsstrategien entscheidend prägen. ‚Anwesenheit‘ bedeutet, an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit präsent zu sein. ‚Anwesende‘ sind in

2 Insbesondere beim Textnachrichten Schreiben kommt noch hinzu, dass man es in Anwesenheit weiterer Menschen tun kann, mit denen man sich gerade in einem Face-to-Face-Interaktionszusammenhang befindet – man kann also laufende Interaktionen unterbrechen, um mit Nichtanwesenden zu interagieren, und umgekehrt. Zu der Frage, welche Rolle Anwesende für die Interaktion mit Nichtanwesenden spielen und umgekehrt, gibt es bisher noch wenig gesicherte Empirie. Turkle (2015) nimmt an, dass das „Texten“ eher auf Kosten der unmittelbaren Interaktion geht, die im Gegensatz zum Texten auf den synchronen gemeinsamen Fokus angewiesen ist.

Bezug auf diesen Ort und diese Zeit *nur*, aber auch *alle* diejenigen, die hier und jetzt zusammentreffen. In einer systemtheoretischen Fassung ist diese Unterscheidung zwischen ‚anwesend‘ und ‚abwesend‘ zentral für die Einordbarkeit von Interaktion als soziales System, weil sie sich über diesen Code klar von ihrer Umwelt abgrenzen lässt – das heißt, dass sich Interaktion über das Kriterium der Anwesenheit von *allem anderen* unterscheidet (vgl. Luhmann 1997). Dass aber jemand ‚anwesend‘ ist, machen wir an einer ganz konkreten Bedingung fest: Wir können sie oder ihn körperlich wahrnehmen. Das heißt, die betreffende Person befindet sich in Sicht- und Hörweite und manchmal sogar in Tast- und Riechweite, und diese physischen Reize sagen uns: Wir sind nicht allein. Und nur aufgrund dieser Tatsache – dass wir hier und jetzt nicht allein sind, andere Personen physisch wahrnehmen und von ihnen wahrgenommen werden – werden die anderen Anwesenden für uns und wir für sie relevant (vgl. Goffman 2010 [1966]). Denn unserer Wahrnehmung können wir uns nicht entziehen (es sei denn, wir verließen den Ort, an dem wir mit anderen zusammentreffen) – und umgekehrt können wir uns auch nicht der Tatsache entziehen, dass wir wahrgenommen werden (es sei denn, wir würden uns verstecken). Im Rahmen dessen, was wir wahrnehmen, ist es gerade die Sichtbarkeit, die so entscheidend ist, weil nur diese unter Anwesenden unumgänglich ist: Wir können schweigen und uns damit unhörbar machen, aber wir können uns nicht unsichtbar machen. Der Ausdruck „Face-to-Face“-Interaktion verweist auf diesen Aspekt. Dabei geht Goffman (1983) davon aus, dass schon unser Erscheinungsbild und unser erstes Auftreten Auskunft geben über unsere momentane Positionsnahme zur Situation und unsere momentanen sozialen Beziehungen, die wir situational auf eine bestimmte Weise anerkennen. Denn es macht einen Unterschied, ob wir sorgfältig frisiert und gekleidet oder ungepflegt und schmutzigg daherkommen, ob wir ‚overdressed‘ oder ‚underdressed‘ sind und auch, ob wir dunkel- oder hellhäutig oder mit dem Rollstuhl oder zu Fuß unterwegs sind. Ebenso macht es einen Unterschied, ob wir erhobenen Hauptes einen Raum betreten oder versuchen, unbemerkt hineinzuschleichen, ob wir uns in die vorderste Reihe setzen oder uns hinten an die Wand stellen, ob wir zielstrebig auf andere zueilen oder uns unauffällig dazu stellen und so weiter. *Welchen* Unterschied all dies macht, kann selbstverständlich von Situation zu Situation ganz verschieden sein. Generell aber lässt sich feststellen, dass bereits unser Aussehen und unsere Eingangshandlungen es erlauben, dass die anderen Anwesenden unsere unmittelbaren Intentionen und Ziele für sich sortieren und einordnen, auch ganz ohne dass schon etwas gesagt worden wäre (vgl. ebd.).

Wahrnehmungen werden also immer gedeutet, sortiert und eingeordnet: Aus dem Wahrnehmbaren entnehmen wir Information auch ganz ohne absichtsvoll Mitgeteiltes. Wir sind es gewöhnt, die Handlungen anderer zu deuten, und wir

sind es gewöhnt, dass andere unsere Handlungen deuten. Was daraus folgt, drückt Goffman (2010 [1966]: 16) so aus:

„[...] when two persons are together, at least some of their world will be made up out of the fact (and consideration of the fact) that an adaptive line of action attempted by one will be either insightfully facilitated by the other or insightfully countered, or both, and that such a line of action must always be pursued in this intelligently helpful and hindering world.“

Kopräsenz allein erzeugt also schon einen Bewusstseinszustand bei den Beteiligten, der ein aktuelles und mögliches Verhalten der anderen Person einschließt, und dementsprechend ist auch das eigene aktuelle und mögliche Verhalten auf die Anwesenheit der anderen Person eingestellt. Und dies ist natürlich nur deshalb möglich, so Kieserling (1999), weil das Wahrnehmbare unverkennbar wirklich ist und deshalb von allen Anwesenden zumindest in seiner Existenz anerkannt werden muss. Darin besteht also immer die minimale Übereinstimmung zwischen Anwesenden. Anders formuliert: Unser Verhalten in Anwesenheit anderer ist immer durch die Anwesenheit anderer determiniert, weil wir sie wahrnehmen und wahrnehmen, dass wir wahrgenommen werden. In unserer Fähigkeit, das eigene Handeln anzuzeigen und auf solche Anzeigen von anderen zu reagieren, liegt die Vorbedingung für die Koordination von Handlungen überhaupt (vgl. Goffman 1983).

Wann immer jedoch andere Personen für uns unmittelbar und momentan relevant werden und umgekehrt, muss es eine Form ‚sozialer Ordnung‘ geben, die reguliert, wie die Anwesenden unter der Bedingung der Anwesenheit anderer ihre jeweiligen Motive, Absichten und Ziele unmittelbar und momentan verfolgen. In „unfocussed interaction“, wie Goffman (2010 [1966]) es nennt, wird die Relevanz der Anwesenheit anderer nicht ausdrücklich thematisch, sondern nur in Form eines Managements von schlichter Kopräsenz gewürdigt. Wir können uns viele Kontexte vorstellen, in denen man sich an eine universale Ordnung hält und dies der einzige Informationsaustausch ist, der stattfindet: Man nimmt wahr, dass man wahrgenommen wird, und hält sich (meist unbewusst) an bestimmte Regeln, die z. B. für Wartezimmer oder volle Gehwege gelten. Hier gibt es soziale Regeln (dazu mehr in Kapitel 7), die die Anwesenden davon entlasten, sich konkret miteinander auseinanderzusetzen, um die Situation zu meistern. Luhmann (1997: 815) erklärt dies mit der „Selbstregulation der Interaktionssysteme“, die darauf basiert, „daß die Beteiligten einander Rücksicht schulden und eine wechselseitige Respektierung der jeweils anderen eigenen Rollen erwarten können“. So setzen wir uns im Wartezimmer auf einen freien Stuhl, starren die anderen Anwesenden nicht an und beschäftigen uns mit uns selbst (z. B. indem wir die herumliegenden Zeitschriften lesen), bis wir namentlich ins Sprechzimmer gerufen werden. Darüber müssen wir

uns mit den anderen Anwesenden nicht verständigen; wir wenden auf die Situation passende Regeln an und verlassen uns darauf, dass die anderen dies auch tun. In unfokussierter Interaktion beobachten wir Interaktion also eher als aufeinander abgestimmtes generalisiertes Verhalten – wir setzen uns nicht auf einen Stuhl, der offenbar schon besetzt ist (wenn bspw. eine Handtasche darauf liegt), wir drängeln uns nicht vor, indem wir die von der Sprechstundenhilfe angewandte Reihenfolge anfechten. Daran wird natürlich auch noch einmal klar, dass gegenseitige Wahrnehmung selbst in unfokussierter Interaktion niemals ohne Konsequenzen ist. Solche Konsequenzen werden dann aber sehr konkret unter der Bedingung von „focussed interaction“ (Goffman 2010 [1966]) als Begegnungen von Angesicht zu Angesicht (Face-to-Face-Interaktion), in deren Mittelpunkt eine einzige gemeinsame Aktivität steht. In Interaktionen, die Face-to-Face verlaufen, ist bereits die Blickrichtung unseres Gegenübers ein Zeichen dafür, wer gemeint ist; sich gegenseitig anzusehen, ist in diesem Sinne bereits der Minimalfall – und die grundlegendste Voraussetzung – gegenseitiger Adressierung. Fokussierte Interaktion ist somit nicht unbedingt verbale Interaktion; ganz offensichtlich können wir uns auch gezielt mit anderen austauschen, indem wir Gesten, Mimik und Blicke einsetzen. Interakteure sind deshalb nicht *per definitionem* und nicht unentwegt Sprecherinnen und Sprecher (vgl. Goffman 1981). Andererseits treten gänzlich nonverbale Interaktionen nur in spezifischen Kontexten auf und können zeitlich und thematisch nur sehr begrenzt sein. So mögen sich Jägerinnen eher mit Handzeichen verständigen, als sich etwas zuzurufen, um das Wild nicht aufzuscheuchen, oder Schüler werfen sich im Unterricht bedeutsame Blicke zu, um sich gegenseitig ihrer jeweiligen Einschätzung der Situation zu vergewissern, ohne damit den Unterricht zu stören. Wenn in einem Großteil der Literatur – und auch in diesem Buch – soziale Interaktion jedoch primär als sprachliches Handeln untersucht und diskutiert wird, dann deshalb, weil ein Großteil unserer Interaktionen auf der verbalen Ebene stattfindet – denn Sprache steigert nicht nur die Effizienz der Koordination der Akteure und die Akkuratheit der Information, sondern ermöglicht es uns auch, uns auf Themen außerhalb der unmittelbaren sozialen Situation zu beziehen (vgl. Luhmann 1984).³

Je mehr mögliche AnsprechpartnerInnen anwesend sind, desto konkreter muss die Adressierung sein, damit wir uns „angesprochen fühlen“ – und dies ist eine sehr erhellende Redewendung des Deutschen. Denn sie rekuriert nicht auf das Angesprochenensein, sondern auf die Interpretation einer Geste oder Äußerung,

3 Das gilt im Übrigen auch für Gebärdensprachen, die als komplexe Sprachsysteme nicht mit ‚nonverbaler Kommunikation‘ zu verwechseln sind. Gebärdensprachen sind zwar nicht auf der phonetischen (der tonalen) Ebene angesiedelt, erfüllen aber ansonsten jedes Kriterium einer regelrechten Sprache.

durch sie adressiert zu sein. Wer sich nicht angesprochen fühlt, kann also durchaus gemeint oder adressiert sein; doch erst die Anerkennung des Umstands führt dazu, dass wir uns als konkret einbezogene Teilnehmende an einer gemeinsamen Aktivität verhalten. Fokussierte Interaktionen führen dann automatisch zur Zuordnung von Teilnahmestatus in Bezug auf die jeweilige Begegnung. Nehmen wir also an, im Wartezimmer beginnen zwei Wartende ein Gespräch miteinander. Dies funktioniert im Allgemeinen (zu den Spezifika dann mehr im nächsten Kapitel), indem sie einander adressieren und sich aufeinander fokussieren. Durch diesen gemeinsamen Fokus aufeinander werden Teilnehmende an der Situation dann Teilnehmende an einem Gespräch, und da sie einander einbeziehen, werden sie voneinander gegenseitig als „ratified“ (Goffman 1981) Teilnehmende anerkannt. Ein ratifizierter⁴ Interaktionsteilnehmer besitzt dann in der sozialen Situation einen Status, der es ihm erlaubt, sich aktiv an der Kommunikation zu beteiligen. Dieser Status kann ihm direkt durch Ansprache zugeteilt werden, oder er kann diesen Status in generalisierter Form bereits in die soziale Situation ‚mitbringen‘ – meist in Form eines Status als Mitglied der Organisation, in deren Rahmen die Interaktion verortet ist (z. B. SchülerInnen und LehrerInnen im Schulunterricht, KollegInnen in der Teambesprechung). In Bezug auf die gemeinsame Aktivität des Gesprächs sind dann alle Anwesenden, die nicht adressiert sind, nicht-ratifizierte Teilnehmende (vgl. ebd.). Wichtig ist aber, dass sie dennoch Teilnehmende an der Situation bleiben und als solche auch die ins Gespräch Vertieften wahrnehmen und weiterhin von ihnen wahrgenommen werden können. Die ratifizierten Teilnehmenden besitzen nun einen Status, der es ihnen qua Adressierung und visuellem Fokus auf die andere Person einräumt, aktiv am Gespräch *als gemeinsame Aktivität* teilzunehmen. Dementsprechend sind die nicht-ratifizierten Teilnehmenden jene Anwesenden, die Zeugen einer fokussierten Interaktion sind, ohne unmittelbar an dieser gemeinsamen Aktivität teilzuhaben. In diesem Sinne sind sie Zuschauende, Beobachtende und Mithörende (vgl. ebd.; vgl. Clark 1997). Dieser Teilnahmestatus wird jedoch, im Gegensatz zur ratifizierten Teilnahme, nicht explizit über Adressierung zugewiesen, sondern ist ein Produkt der momentanen, situationsbedingten Nichtadressierung. Das bedeutet aber auch, dass der Status als nicht-ratifizierte Teilnehmerin nicht entzogen werden kann; und damit müssen wir davon ausgehen, dass auch diejenigen Anwesenden, die nicht direkt in die fokussierte Interaktion

4 Dabei ist „Ratifikation“ hier als ausschließlich deskriptiver Begriff zu verstehen, der den momentanen Anspruch auf aktive Teilnahme an einem Gespräch bezeichnet. Es geht dabei nicht um eine grundsätzliche Legitimation, die bestimmte Personen kategorisch von der fokussierten Interaktion ausschließen würde; solche regelrechten Legitimationen sind der Interaktion stets vorgängig, z. B. im Gerichtsaal, wo Zuschauer nicht legitimiert sind, sich an der Zeugenbefragung oder an der Verkündung des Urteils zu beteiligen.

einbezogen sind, für die ratifizierten Teilnehmenden nicht vollkommen irrelevant werden können. So weist Herbert H. Clark (ebd.) auch darauf hin, dass Gespräche sich stets an allen situational zugewiesenen Teilnahmestatus orientieren und nicht nur an den ratifizierten Teilnehmenden: Unsere Äußerungen konzipieren wir so, dass diejenigen, die wir direkt ansprechen, sie unserer Einschätzung nach verstehen können, während wir in Kauf nehmen oder sogar beabsichtigen, dass nicht direkt Angesprochene im Zweifelsfall nur mutmaßen können, was wir mit unseren Äußerungen meinen. Letzteren gegenüber – den Mithörenden oder Lauschenden – sind wir nicht verpflichtet, uns verständlich zu machen, und dieser Umstand prägt die konkrete Formulierung unserer Äußerungen. Das Interessante – und für einen mikrosoziologischen Zugriff Hilfreiche – an diesem Konzept ist, dass es unter Anwesenden keine Nicht-Teilnehmenden an Interaktion gibt; es gibt nur Teilnehmende, die als solche bestätigt oder nicht bestätigt sind (vgl. Sürig 2011).

Teilnahmestrukturen der Ratifizierung und Nichtratifizierung sind nicht fix. Ein nicht-ratifizierter Teilnehmer kann sich in eine Unterhaltung einmischen und sich damit selbst einen Status als ratifiziert zuweisen, und eine ratifizierte Teilnehmerin kann einen beobachtenden, zuhörenden Anwesenden ansprechen und auf diese Weise für die fokussierte Interaktion ratifizieren. Die soziale Interaktion ist also im Hinblick auf Teilnahmestatus flexibel und dynamisch. Dies wird nicht zuletzt daran deutlich, dass gegenseitige Wahrnehmbarkeit unter der Bedingung von Anwesenheit verschiedene Modifikationen erfahren kann – an einem vollbesetzten Tisch kann eine alle einschließende Unterhaltung in Zwiegespräche zwischen einzelnen Teilnehmenden münden (und umgekehrt), und je mehr Einzelgespräche stattfinden, desto schwieriger – wenn nicht unmöglich – wird es, anderen Gesprächen zuzuhören (vgl. Kieserling 1999). In der Konzentration aufeinander liegt notwendigerweise immer auch eine gewisse perzeptive Abschottung von dem, was um uns herum geschieht (sonst könnten wir uns nicht angemessen auf unser Gegenüber konzentrieren), und oft markieren wir diese Abschottung für andere Anwesende auch dadurch, dass wir Gespräche in geringer Lautstärke führen, um sie möglichst am Zuhören zu hindern und/oder andere Konversationen oder Aufmerksamkeitsfoci nicht zu stören. Der kindliche Ausspruch „Flüstern ist Lügen!“ gemahnt uns jedoch daran, dass wir ratifizierte Teilnehmende nicht einfach wieder aus unseren Unterhaltungen ausschließen können. In Anwesenheit Dritter ist regelrechtes Flüstern, also einer Person für die anderen unhörbar etwas ins Ohr sagen, ohnehin nur dann angezeigt, wenn wir dadurch eine Störung anderer Anwesender vermeiden. Andernfalls kann uns leicht unterstellt werden, dass wir etwas Ungehöriges oder Unwahres von uns geben, gerade weil wir es der Wahrnehmung der anderen Anwesenden bewusst entziehen. Interessanterweise kann auf diesem Weg dann genau das in der Interaktion relevant werden, was ausdrücklich nicht relevant gemacht wird.

So, wie wir also innerhalb der Interaktion bestimmte Charakteristika von Anwesenheit und Wahrnehmbarkeit identifizieren und zwischen verschiedenen Teilnahmestatus unterscheiden können, so können wir auch unterschiedliche Interaktionsformate unterscheiden. Hier wollen wir Goffmans Einteilung folgen, die er in „The Interaction Order“ (1983) vorschlägt. Danach lassen sich fünf Interaktionsformate unterscheiden: Die bewegliche Einheit; der Kontakt; die konversationelle Begegnung; der Podiumsauftritt; und der festliche Anlass. In gewisser Weise kann man sagen, dass diese Interaktionsformate inkremental oder evolutionär aufeinander aufbauen (evolutionär in dem Sinne, dass ein Format sich zu einem anderen ‚weiterentwickeln‘ kann), wobei die Interaktion zwischen beweglichen Einheiten die basalste Form ist und der festliche Anlass die Interaktionsform, die gegebenenfalls alle anderen Interaktionsformen miteinschließt.

In der Öffentlichkeit können Menschen zunächst als sich bewegende Einheiten einzeln oder in Gruppen auftreten, und so lange wir uns in Bewegung befinden, sind unsere Interaktionen mit anderen sich bewegenden Einheiten minimal – meist belaufen sie sich auf das einander Ausweichen. Auf unseren Wegen durch die Fußgängerzone oder den Supermarkt bahnen wir uns einen Pfad durch die Menge, wir gewähren Vortritt oder bekommen ihn gewährt, wir halten körperlichen Abstand, rempeln niemanden an, stellen uns in der Warteschlange hinten an und passen uns, wenn wir aus Platzgründen nicht überholen können, dem Tempo der vor uns Gehenden an. So entsteht eine ganz basale Interaktionsordnung, die man am einfachsten damit beschreiben kann, dass man darauf achtet, einander nicht ins Gehege zu kommen und in den jeweiligen Wegen nicht zu beeinträchtigen. Um dies zu gewährleisten, müssen wir die anderen zwar physisch wahrnehmen und uns auf ihre vorübergehende Anwesenheit einstellen, doch eine regelrechte Kontaktaufnahme ist dazu nicht nötig. Deshalb unterscheidet Goffman (ebd.) dann zunächst auch zwischen den sich kontaktlos bewegenden Einheiten, für die die konkrete andere Person sozusagen nur als zu umgehendes Hindernis relevant ist, und dem singulären Kontakt – wobei er hier alle Begegnungen einschließt, die eine direkte, persönliche Anerkennung einer anderen Person beinhalten. Denn erst in dem Augenblick, da wir ein Gegenüber als solches anerkennen – und das kann schon durch einen einfachen Blick geschehen –, entsteht die Möglichkeit der Adressierung, weil wir nicht jemanden ansprechen können, ohne sie oder ihn zuvor als Person wahrgenommen zu haben. Hier geht es also noch nicht um den wechselseitigen Austausch, auch wenn dieser immer durch eine solche Anerkennung des Gegenübers geprägt bleibt, sondern um die Bedingung, unter der ein Austausch überhaupt möglich wird. Entsteht dann ein Austausch, ein Gespräch, ist dies ein weiteres Interaktionsformat, das der konversationellen Begegnung. Kennzeichnend hierfür ist die begrenzte Anzahl Teilnehmender, die bewusst und in Abhängig-

keit voneinander an einer gemeinsamen Aktivität partizipieren. Konversationelle Begegnungen können symmetrisch organisiert sein – alle Beteiligten haben prinzipiell den gleichen Status in und den gleichen Anteil an der Unterhaltung, – oder sie können einer asymmetrischen Ordnung folgen, wenn es, meist in formalen, institutionellen Zusammenhängen, einen Vorsitz gibt, also eine Person, die das Rederecht erteilt (s. Kap. 2).⁵ Dies kennen wir zum Beispiel aus Klassenzimmern und Gerichtssälen. Nach Goffman können konversationelle Begegnungen aber auch nicht primär auf gesprochener Sprache beruhen; Beispiele sind das gemeinsame Spiel, das gemeinsame Essen oder die sexuelle Begegnung. Zwar verläuft diese Art gemeinsamer Aktivitäten nicht notwendigerweise (und vielleicht sogar eher selten) schweigend, aber hier ist es nicht das miteinander Sprechen, das die gemeinsame Aktivität konstituiert. Von dieser großen Gruppe der konversationellen Begegnungen lassen sich dann wieder solche Interaktionen unterscheiden, die vor einem Publikum stattfinden; Goffman (ebd.) nennt diese „platform performances“, Podiumsauftritte, bei denen etwas auf einer (wie auch immer gearteten) Bühne für Zuschauende präsentiert wird – ein Vortrag, ein Theaterstück, ein Fußballspiel und so weiter. Dabei ist das Publikum von den Präsentierenden deutlich dadurch unterscheidbar, dass sich seine visuelle und kognitive Aufmerksamkeit auf das, was auf der Bühne geschieht, konzentriert; seine Aufgabe ist es, zuzuschauen, und nichts weiter. Das letzte Interaktionsformat, das Goffman identifiziert, ist der festliche Anlass als Zusammenkunft einer bestimmten Gruppe von Individuen unter gemeinsam gewürdigten Umständen. Das Besondere an diesem Interaktionsformat ist, dass hier nicht die gemeinsame Aktivität, sondern der wechselseitig anerkannte Anlass im Vordergrund steht. Teilnahme, Einbezug und gemeinsame Aktivitäten der zusammenkommenden Personen sind durch das Ereignis geprägt. So hat eine Beerdigung von vornherein einen anderen ‚Grundton‘ als eine Hochzeitsfeier, so dass schon bestimmte Stimmungen durch das Ereignis vorgegeben sind; aber auch Teilnahmebedingungen, Kleiderordnungen und die Form gemeinsamer Aktivitäten werden durch den Anlass begrenzt. In diesem Rahmen können dann jedoch auch alle der zuvor genannten Interaktionsformate vorkommen – einfaches aneinander Vorbeilaufen, Kontaktsituationen, konversationelle Begegnungen und auch Podiumsauftritte; das die Anwesenden verbindende und die Anwesenheit regulierende Element bleibt jedoch der Anlass, aus dem man zusammenkommt.

Sowohl bei der Interaktionsdefinition als auch bei der Kategorisierung von Interaktionsformaten fällt bis hierhin nun auf, dass die spezifischen Personen, die

5 Allerdings weist Kieserling (1999) darauf hin, dass das Interaktionssystem auch besonders anfällig ist für das Durcheinandergeraten vorgegebener Interaktionsrollen. Damit werden wir uns in Kapitel 6 beschäftigen.

daran teilnehmen, eine weniger wichtige Rolle zu spielen scheinen als das soziale Setting, in dem die Interaktion zustande kommt. Wir können festhalten, dass sowohl in Luhmanns (s. o.) als auch in Goffmans (s. o.) Konzeption von Interaktion viel davon abhängt, unter welchen Umständen Menschen einander begegnen und miteinander umgehen. So erfährt beispielsweise die spezifische Kommunikation am Cafétisch einiges von ihrer Spezifik eben dadurch, dass sie in einem gut besuchten Café, an einem von vielen Tischen und unter Anwesenheit Dritter, nicht direkt am Gespräch Beteiligter, stattfindet. Das Café als öffentlicher Raum determiniert eine ganze Bandbreite von Möglichkeiten, wie die konkrete Interaktion verlaufen kann; ein Kellner kann sich beispielsweise jederzeit bemerkbar machen, lautes Gelächter am Nebentisch kann einen Themenwechsel an diesem Tisch bewirken, delikate Angelegenheiten werden mit gedämpften Stimmen besprochen usw.

Wegen dieser Kontingenzen entstehen Techniken des sozialen Managements; und weil diese Kontingenzen universal sind, können wir davon ausgehen, dass auch in ganz unterschiedlichen Gesellschaften die Ordnung der Interaktion ähnlichen Mustern folgt (vgl. Goffman 1983). Mit den konkreten Mechanismen geordneter Interaktion werden wir uns im nächsten Kapitel beschäftigen.

Denkanstöße

In unserem Filmbeispiel „Vier Abenteuer von Reinette und Mirabelle: Der Kellner“ kommt Mirabelle später hinzu und gibt den entscheidenden Impuls, die Zeche zu prellen. Hätte es einen Unterschied gemacht, wenn Mirabelle nicht persönlich aufgetaucht wäre, sondern Reinette diesen Ratschlag telefonisch erteilt hätte? Begründen Sie.

Die Anwesenheit ‚dritter‘, nicht unmittelbar an der Interaktion zwischen Reinette und dem Kellner beteiligter Personen wird an verschiedenen Stellen für das Gespräch zwischen den beiden relevant. Wie geht diese Relevanzsetzung vonstatten?

Grundlagentexte

- Goffman, Erving (1983): The Interaction Order. *American Sociological Review* 48/1, S. 1-17.
- Goffman, Erving (2010 [1966]): *Behavior in Public Places. Notes on the Social Organization of Gatherings*. New York: The Free Press. Darin: Introductory Definitions, S. 13-30.
- Kieserling, André (1999): *Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. Darin: Bestimmung der Systemgrenzen, S. 62-85.

- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. Darin: Kommunikation und Handlung, S. 191-241.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Zweiter Teilband. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. Darin: Interaktion und Gesellschaft, S. 812-826.

Weiterführende Literatur

- Clark, Herbert H. (1997): Dogmas of understanding. *Discourse Processes* 23, S. 567-598.
- Goffman, Erving (1981): *Forms of Talk*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press. Darin: Replies and Responses, S. 5-77.
- Goffman, Erving (1966 [2010]): *Behavior in Public Places. Notes on the Social Organization of Gatherings*. New York: The Free Press. Darin: The Individual as a Unit, S. 3-27.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. Darin: Doppelte Kontingenz, S. 148-190.
- Luhmann, Niklas (1991 [1975]): *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag. Darin: Einfache Sozialsysteme, S. 21-38.
- Schütz, Alfred (1974 [1932]): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Sürig, Inken (2011): *Students as Actors in Supporting Roles. Video Analysis of Classroom Interaction Systems as Multi-Participant Events*. Osnabrück: Hochschulschriften der Universität Osnabrück.
- Turkle, Sherry (2015): *Reclaiming Conversation. The Power of Talk in a Digital Age*. New York: Penguin Press.
- Weber, Max (1980 [1922]): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: J.C.B. Mohr. Darin: Soziologische Grundbegriffe, S. 1-30.



<http://www.springer.com/978-3-658-18576-3>

Mikrosoziologie

Eine Einführung

Maiwald, K.-O.; Sürig, I.

2018, VII, 227 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-18576-3